Der Eigene.

Erscheint monatlich zweimal. Preis pro Vierteljahr M. 1,50. Einzelnummer 25 Pf.
Ausgabe auf Kunstdruckpapier 3 Mark vierteljährlich.

Donnerstag, am 22. Oktober 1896. | Berlin-Wilhelmshagen Post Neurahnsdorf. Adolf Brand's Verlag. | No. 8. 1. Jahrgang.

Inhalts-Verzeichnis.

So ihr nicht werdet wie die Kinder.

Es kommen und gehen, kommen und gehen, wie Halme im grünen Roggenteppich unendlich schöne, unendlich fruchtverheifsende Tage ... Wolkenschleppen wallen von den Giebelhängen der Gebirge zu Thal mit träufendem Segen; auch ihre Gaben sind göttlich, voll Kraft und Donnerwürze ...

... O Wiesenthal, Wiesenthal! stiller, perlenumflochtener Winkel im Erdenherzen! Stätte meiner Jugend und meiner Genesung! ...

Ich liege unter Dolden und Butterblumen; gelb, weifs, grün meine ganze Nachbarschaft, und grün und blau droben die Decke meines Sonnenpalastes.

Ich wende mich, da guck' ich gerade ins Wasser hinein; in den Bach, der neben mir übers Kieselgerölle flimmert, und dem Sonnenpalast seine Grenze legen möchte — wenn der überhaupt, überhaupt wo eine Grenze ertrüge!

— Einst lag ich so in diesem Gräserwald, an dieser Wasserschwelle — und nicht allein. Wie Libellenflug gaukelt mir noch immer was vor den Blicken, was Liebes, Bekanntes, das ich einst hier gesehen, — ein Augenpaar, in das ich noch tiefer, fröhlicher hineinschaute, als jetzt in die rinnenden Wasserperlen ...

... Sie war nicht die Meine. Aber wir waren Freunde. Sie ging des Nachmittags oft mit mir den Wiesenpfad hin, der mit den grossen Steinplatten ausgelegt war, spazieren, dann bogen wir allemal vom Pfade ab um ein Erlengehölz, dessen Blätter uns sonnig zufunkelten; so kamen wir an unser Plätzchen, — dies schöne, trauliche Versteck am Wasserrand, das mich heute wieder umfangen hält.

Oft las ich ihr was vor aus Büchern: kleine Erzählungen, Reiseschilderungen, Gedichte; und wenn ich zu ende war, guckten wir ins klare Wasser hinunter, lachten uns manchmal an, atmeten die warme Luft und suchten uns bunte Kiesel zusammen. ... Ach, wie gab es deren eine Mannigfaltigkeit! Da war gelber, rötlicher und weifser Sandstein dazwischen, mit schimmernden Glimmerblättchen durchwoben, vielfarbiger Granit, dunkler Basalt, Porphyre, glattes Schiefergeröll, durchsichtige Quarze und manchmal auch zu unserem Spafs ein Ziegelstückchen oder ein buntbemalter Thonscherben — rundgeschliffen sie alle durch die lange Wanderfahrt und in den Formen kaum zu unterscheiden. Und ich erzählte meiner lauschenden Freundin, wodurch alle die vielerlei Steinchen an diesen Ort hergelangt seien: wie einst des Meeres Niederschläge sich zum Mineral verhärteten, wie wieder und wieder die vulkanische Glutenmasse durchbrach und sich in riesigen Felshäuptern krystallisierte, wie dann Frost und Regen Stück für Stück herabtrümmerten und wie Gletscher den Schutt und die Blöcke in wirrem Durcheinander der Gesteinsarten in die Niederungen führten, bis irgend ein reissender Wasserlauf sich ihrer annahm und sie zu den runden, blanken Kieselchen wusch, mit denen wir heute hier spielen.

... Eben hatte ich ein goldgelbes Stückchen entdeckt, es schimmerte durchsichtig wie Bernstein; ich legte es in ihren Schofs, und aus Schelmerei legte ich einen grofsen, unförmlichen Kieselklumpen dazu. Sie hatte weggeschaut und erschrak bei dem plötzlichen Gewichte. Als sie den grofsen Stein erblickte, lachte sie auf und

schleuderte ihn mit mädchenhafter Bewegung ins Wasser. Es klatschte laut und spritzte ihr ein paar Tropfen ins Gesicht. Da schalt sie mich tüchtig aus und zielte mit winzigen Steinchen nach meinem Kopf herüber, ohne ihn aber zu treffen. Ich hole den Stein wieder! drohte ich lustig, — geben Sie acht, Sie werden ihn so leicht nicht wieder los werden! —

... Ich kniete neben ihr und wir wühlten wieder mit grofser Ernsthaftigkeit im Sande. Plötzlich während sie wegschaute, legte ich ihr abermals — doch diesmal nicht einen Steinklumpen, sondern diesmal ... meinen Kopf in den Schofs. Ich werde Ihnen gleich! drohte sie und wollte nach dem vermeintlichen Kiesel greifen, fuhr aber in ein Gebüsch von Haaren und sah zwei lustige Menschenaugen zu sich heraufgerichtet. Da lächelte sie nur, sagte kein Wort und sammelte wieder Steinchen ...

... Als ich dann leis und sacht die Arme um ihre Hüften legte, da litt sie es geduldig, und als ich sie auf Stirn und Mund küfste, da sagte sie nur mit zögernder Flüsterstimme: Das sollen Sie ja nicht! aber sie hinderte mich nicht daran.

... O Tage der Klarheit, des fröhlichen Lautersinns und der süfsen Vergessenheit, die nun folgten! Wir waren so warm gestimmt, so sonnig vergnügt allbeide, — ob wir Hand in Hand durchs Gebüsche zogen, oder uns Blumen pflückten, oder einmal gar in später Nachtstunde den Bergpfad erkletterten, als der Septemberhimmel seinen glühendsten Sternenflor über uns ausgeschüttet hatte. Sie litt jede Zärtlichkeit von mir, aber sie strich mir nur freundlich dabei durch die Haare, ohne meine Liebkosungen zu erwidern.

— Sei mein! flüsterte ich ihr wohl öfters ins Ohr, halb im Scherz, halb in der Leidenschaft. Dann wiegte sie stets das kluge Köpfchen und sagte neckisch mit unaussprechlicher Melodie in jeder Silbe: Es geht ja nicht! ...

Aber in jener Nacht eben — wir hatten uns ins Heidegras gelagert, das auf einem Felsrücken wucherte und zählten die Lichter im Städtchen und zählten die Sternenfunken am Firmament, und zählten nur eines nicht: die Augenblicke, — da hatte ich wieder mal ihr Köpfchen mit dem schönen aufgesteckten Haargelock zwischen die Hände gefafst und küfste es leise wie in der Andacht, — als sie mich plötzlich umschlang und mir eine Liebkosung auf die Lippen prefste; so heifs, dafs sie selber davor erschrack und sich schnell wieder mit verhülltem Gesicht zur Seite wandte ...

Wir schritten damals wortlos nachhause, so stumm, dafs mir mein leiser Warnruf beim Abstieg vom letzten Felsenbuckel schon wie eine Entheiligung der Stille scheinen wollte. Wir hielten unsre Hände gefafst, ohne Druck, fast nur an den Fingerspitzen, und gingen auseinander mit einem geflüsterten Gutenacht ...

Des andern Tags, als wir wieder an unsrem Plätzchen am Bache safsen, schien sie zu anfang ein wenig scheu und in Gedanken verloren und las die Kiesel nur auf, um sie sofort wieder in den Bach zu werfen. Die bösen Steine! setzte sie einmal träumerisch hinzu, als sie eine Handvoll spielend in die gleifsenden Wellen streute.

Warum böse? fragte ich und schaute ihr, das Haupt auf ihre Kniee gestützt, voll in die braunen Augen. Die bösen Steine! wiederholte sie langsam. Durch die ist alles so gekommen! — Liebes Kind, flüsterte ich, ist's denn so schlimm gekommen? — Ja! Ich bin doch jetzt ein sündiges, ein untreues Weib! ... Sie stockte. Denken Sie das nicht? fügte sie dann rasch mit köstlichem Tonfall hinzu und sah mich hilflos, erwartend an.

Nein! Du bist ja doch ein gutes, ein gutes Kind!! rief ich in überquellendem Flüstertone, indem ich sie umschlang und die Sonnengloriole ihrer Haare streichelte. Sieh, — wer hat dir jetzt nur den schlechten Gedanken eingegeben, dafs du Böses verbrochen habest? ... Das kann, kann ja dein Herzchen garnicht, das weifs es ja garnicht, was es ist: sündigen! ...

... Fühlst du dich denn wirklich so böse, so verworfen, fuhr ich nach einer Weile des Schweigens fort, wenn du bei mir bist, und wenn wir rechte, innige Freunde sind? — Nein! antwortete sie fröhlich, und bei diesem Nein traf mich ein Strahlenblick aus ihren Augen, — ein Blick, in dessen Glanze mir heute, nach sieben Jahren noch dieser ganze Ufersaum leuchtet und in dem er mir noch leuchten wird, wenn ich einmal als Greis wieder den alten Wiesenpfad beschreiten werde. Denn dieser Blick sagte mir weit mehr, als blos ein Geständnis der Liebe oder der Freundschaft: es lag in diesem Blick etwas Grofses, etwas Unsterbliches, lag in ihm wahrhaftig was vom Geheimnis der ewigen Jugend, — der Unschulds-Jugend!! ...

... „So ihr nicht werdet wie die Kinder," — ganz ohne es zu wollen, murmle ich den alten Spruch vor mich hin und eine Thräne feuchtet mir das Auge. Das Wasser hat jene Steinchen weitergeschwemmt, die einst ihre Hand drüber ausstreute und keines von uns bewahrt ein Andenken, ein sichtbares der Tage auf, da wir hier glücklich, da wir Kinder gewesen. Aber es ist eine Saite in mir, die klingt heller als alle andern, ein Sternenlicht, das leuchtet traulicher und eine Blume, die blüht reiner auf, als die vielen, die in mir leuchten und blühen. — Das ist die Saite, an die jene Stunde zuerst gerührt hat, der Stern, den sie in mir entwölkte, die Blume, deren Samenkorn sie in mir begofs ...

... Und es rauschen die Perlentropfen im Bach, und es rauschen mit ihnen die sonnigen Erlenhäupter, darunter ich liege, und es rauschen, rauschen tausend Gedanken, tausend Fragen durch die Pforten des Blut-

stroms, durch Hirne und klopfende Herzen der Menschen . . . Sonniges Himmelreich über mir, um mich her und in mir; und ich höre eine leise, geflüsterte Antwort auf alle, alle iene Fragen:

„Werdet wie die Kinder, und ihr werdet in das Reich Gottes kommen!“ . . .

Karl Merz.



Im Spätjahr.

Herbstahnung.

Die Sonne blinzelt durch das Morgengrau,
Die Blumen weinen und die Bäume streu'n
Ihr erstes welkes Laub zur Erde nieder.

Die Strafsenreihen steh'n so fahl und bleich,
Ein kalter Nebel feuchtet Weg und Stein,
Der Sommer eilt, die letzten Rosen blühen . . .

Und schweigsam gehst Du mir zur Seite wieder —
In Deinen Augen aber liegt's wie Traum,
Wie eine Sehnsucht nach verlornem Glück,
. . . Und wie ein stilles, heimliches Verglühen!

Adolf Brand.

Wanderleid.

Der Abend kalt; die fernen Heimatlichter
Sie winken treu und traurig, weil ich scheide.
Des Windes Schauer mischt sich meinem Leide
Und Bäume steh'n, wie fragende Gesichter . . .

Ich fühl's: verlass'ner bin ich nie gewesen!
Kaum aus dem Frost an treuer Lippen Ziele,
Reifst mich's hinweg zum alten Taumelspiele,
Zum Sturm den Kranken, eh er recht genesen!

Des Irrens, Flüchtens Los, es ist das meine:
. . . Hernieder sinkt die Nacht in düstrer Schwere,
Der Lippen Odem flattert in die Leere,
Und fern die Brust, an der ich Thränen weine!

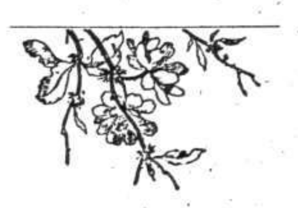
Ernst Manuel.

Herbstabend im Wald.

Ich schreite bergan. Ein Purpur blüht
Vom Fels, der nackend dem Wald entsprossen;
Er hält, der ewigen Sonne müd,
In ihrem Licht die Wimpern geschlossen.
Er nickt und schläft; mein sachter Tritt
Kann nimmer die starre Schöpfung wecken.
Doch lächelt schimmernd, wie mühsalsquitt,
Sein grau Gesicht in den goldigen Flecken. — —
— Still halt' ich, von Herbstesluft umkost,
Und blicke hinauf zu den Wolkenschwärmen:
Drin die Englein am glühenden Nebel-Rost
Sich die erstarrten Finger wärmen.

. . Hell fliegen die Funken die ganze Nacht,
Wenn längst zur Asche die Glut verglommen,
Bis die himmlischen Heizer, vom Schlaf erwacht,
Ein neues Feuer zu zünden kommen . . .
— Jetzt schleicht's im Gewölke und glostet und loht,
Wie Brand der Steppe an dürren Tagen,
Jetzt flackert es wütend hinauf und droht
Zurück zum Osten die Glut zu jagen. — —
— Da quellen die Adern dem Urgestein,
Grün blinzelt's herüber mit moosigen Augen;
Und spreitet die Arme ins Gold hinein,
. . . Den Odem der kommenden Nacht zu saugen . . .

Ernst Manuel.



Zwanglose Randzeilen

aus dem philosophischen Liegesessel.*)

1.

Schon in Descartes lassen sich Fichte und der „Einzige und sein Eigentum“ als Vorspur nachweisen: „Ich denke, also bin ich!“ — — —

2.

Spinozas System hat die ganze Ruhe der Mathematik, aber es fehlt ihm der letzte Mut: das Temperament, welches eines der notwendigsten Illusionen, nemlich den Glauben an die Willensfreiheit in den Haushalt der Welt einfügt. Schopenhauer hat nicht Unrecht, wenn er in dieser Mathematik-Ruhe etwas jüdisches sieht, da sie noch nicht durch den Konflikt des Pathos hindurchgegangen ist. Shakespeares Einheitsruhe ist mehr; sie ist kein Buch, sondern Bühne!

3.

Kant verrichtete seine Grofsthat, indem er zeigte in welche Selbstaufhebung die schullogische Schlufsfolgerung führt: „Kritik der reinen Vernunft!“ Wenn Kant die „praktische Vernunft“ in ihrer ganzen Entwicklungsfähigkeit angedeutet hätte, ihren reiferen Symbolen nachgegangen wäre, wozu ihm freilich das Organ fehlte, so hätte er das Vorrecht des gegenständlichen Denkens erkannt. So kann er aber auf diesem Wege nicht über die Postulate der „Bauernmetaphysik“ (du Prel) hinaus.

4.

Es wäre interessant, als Gegenstück eine „Kritik der blofsen Seele“, d. h. der analytisch ihres Mitfaktors entäufserten Empfindungsthätigkeit vorgenommen zu sehen! Eine in ähnliche Bahnen mündende Emanzipation stellt Stirners Auflehnung gegen die scheinbaren Einschränkungen dar, welche die Mitaktion des Verstandes im Mikrokosmos bedingt und Nietzsche überbietet seinen verwandten Vorgänger darin noch mit dem Zuschuss einer künstlerischeren Natur, ohne doch zur erlösenden Plastik zu gelangen. Während Kant den seelenlosen Intellekt entlöst, emanzipiert Stirner die verstandlose Seele und giebt schon den anarchistischen Accent an, der in gewissen Willkür-Verfechtern seine weitere Apotheose erfuhr; umgekehrt leitet sich aus dem kantischen Nur-Intellekt jenes skeptische „Nihil“ her, dessen praktische Umsetzung sich weit weniger in einer „Philosophie der Verzweiflung“, als in den demokratischen Mafsnahmen der Nützlichkeitsprinzipler bekundete. Nur Wenige machten in der ehrlichen Konsequenz grofser Naturen Ernst mit den letzten Weisungen der „reinen Vernunft“; die Meisten schlossen mit dem Leben einen kniefälligen Pakt und ordneten der utilitarischen Rechnung das Subjekt unbedingt unter.

5.

In Schleiermachers „Abhängigkeitsgefühl“, das dieser liberale Theologe zur Quelle der Religion gemacht wissen wollte, zittert die unerbittliche Folgerichtigkeit der Kantischen Persönlichkeit nach. Auch die sogenannten Empiriker im Glanzalter der Naturwissenschaften traten diese Erbschaft an, aber nicht als einen Resignationsschritt, sondern dank ihrer Famulus-Wagner-Montur als einen ganz annehmbaren Lebensrahmen. Sie brachten die Anpassungsfähigkeit leichten Herzens schon mit, oder mehr noch die kritiklose Uebereinstimmung beschränkter Persönlichkeiten! Alles, was „höher hinauswollte“, jeder über das empirische Niveau ragende Einzelwert ward vor der Instanz der „Naturalisten“ als ein idealer Ballast oder eine Abnormität betrachtet, wozu die medizinischen Atteste „mit Hebel und mit Schrauben“ hervorragende Stimmabgabe leisteten. Mit Recht weist A. Spir die Schleiermacher'sche Religionsformel zurück, um an ihre Stelle den uneingeschränkten Indentitätsbegriff zu setzen, d. h. eine auf die höchste Ziffer getriebene Uebereinstimmung von Ich und Allheit! Die Unterwerfungsforderung seitens der Empiriker ward hiemit ersetzt durch die Erweiterung des Naturbegriffs, aus der sich eine Eingliederung der kühnsten Fernwerte ergiebt.

6.

Auch die Differenz zwischen dem Aesthetiker Fr. Th. Vischer und David Fr. Straufs letzter Periode (im materialistischen Lager) setzt in diesem Schwerpunkte ein. Strauss wirft Religion und Moral zusammen und setzt damit die metaphysische Linie auf das wechselnde Terrain der moralischen Mode herab: d. h. er pluralisiert! Vischer's tiefer greifender Geist giebt die Unterscheidung nicht auf und hält die dauernden Marken in der schwankenden Erscheinung fest.*)

7.

Die unselige Scheu vor dem durchgeführten Einheitsgedanken bewog auch Schiller zu dualistischen Stellungnahmen. Schiller erweitert ebenfalls den Natur-

*) Die unbedingten Verdeutschungs-Eigenen werden mir es nicht verzeihen, dass ich, statt meiner Personsprache freien Lauf zu lassen, in der Hauptsache an die eingeführte Terminologie anknüpfe und eine im Rahmen dieser losen Abschnitte benötigte Essenzhäufung von philosophischen Handwerksnamen wage, die der Schrecken aller absoluten Umsetzungssubjekte sein muss! Ich pflege mich aber dort nicht zu entschuldigen, wo ich meine Wirkungen kenne und so gebe ich diese Serie, die ihr sprunghaftes Dasein der Liegesesselmusse verdankt, hinaus. Soweit die kursierenden Schulbegriffe und Schulnamen für mich einen lebendigen Reiz hatten, verfolgte ich sie und schloss mit meinem besonderen Denken an sie an. Es ist mir durchaus nicht darum zu thun, mit diesen abgerissenen Kritikblättern das Lob der literarischen Teutsch-Mannen oder gar einer breiteren Lesemappe zu gewinnen. Ich richte meine Feder an speziell philosophisch geschulte Köpfe, die mit dem historischen Apparat vertraut sind und überlasse die Umsetzung in mein freieres und intimeres Sprachmaterial einer kommenden Gelegenheit. K. H.

*) Auch Guttzeit scheint mir gegenüber den oft rationalistischen Neigungen Egidys hierin den tieferen Merks zu haben.

begriff nicht genug; aber er unterwirft sich dem rückständigen Rahmen nicht, sondern führt den Einzelwert über die Majoritätskurve hinaus ins Transzendentale, ins blofse „Reich der Träume“. Er ist nicht einheitskräftig genug, um die Gegensätze innerhalb der Einheit aufzusuchen: ein Schritt, der Hegels gröfstes Verdienst bedeutet. — Nehmen wir doch einen Ganznamen: also entweder Idee, dann ist eben die Natur eine primitive Ideeäufserung; — oder Natur, dann ist eben die Idee eine gesteigerte Naturäufserung! Diese Zusammenfassung in der monistischen Weltanschauung fufst in dem paradoxen Gegenüber von „An sich“ und „Erscheinung“, dem von Kant leider nur zu dogmatisch auseinandergezerrten Welträtsel.

8

Die Unverschämtheit der Naturalisten liegt darin, dafs sie sich als das letzte Mafs der Dinge aufspielen und ihren Mangel zu einem Vorzug umlügen.

9.

Ich will Hegel gewifs nicht weifs waschen in Bezug auf seine Sprachanfechtbarkeit, soweit dieselbe mit nicht zu leugnenden Mängeln seines Denkens zusammenhängt; aber im Ganzen genommen möchte ich Hegels Styl als Produkt seiner Individualität nicht so gemeinverständlich haben, wie z. B. Ludwig Büchners Schreibweise es ist, — es ginge mir damit zu viel Person, zu viel Hegel verloren! Hierin stimme ich ganz mit Rosenkranz, dem Verfasser der „Aesthetik des Häfslichen“ überein, der als vorsichtiger Kopf Hegel nicht mit einigen Studentenwitzen los wird. Auch Kant, dessen Styl durchaus nicht zu den sprachlichen Leckerbissen zählt, ist mir doch unzertrennbar von jeder seiner Einschachtelungen und Perioden, so dafs ich mir ihn gar nicht anders denken kann, noch denken möchte. Jedenfalls ist mir das dunkle Kauderwelsch unserer „Philosophaster“, wie sich der Frankfurter Weltschmerz auszudrücken pflegte, und das Dorngestrüpp der Jakob Böhme, Jean Pauls und Anderer lieber, als die langweilige Durchsichtigkeit eines literarischen Volapüks!

10.

Mit Recht weist Albert Lange das demokratische Ansinnen Büchners zurück, die Philosophie müsse gemeinverständliche Küchenzettel loslassen. Der Kraft- und Stoffphosphor mag ja allem Volke verzapfbar sein; ich behaupte aber, dafs gewisse Materien für die Mundart der Marktschreier überhaupt nicht zu haben sind und ewig eine reservierte Lokalfarbe besitzen werden: die Demokratisierung kann also nie eine unmittelbare sein; sie kann nur eine mittelbare, durch die Umsetzung und Uebersetzung verallgemeinerte sein, inhaltlich also populär werden; der plastischen Seite nach aber nie anders in die Breite wirken, als durch das Nachrücken heranreifender Generationen!

11.

Wenn Beethoven rief: „Ich schreibe nicht fürs Volk,“ so meint der Tonheros damit nicht, er widerstrebe dem Emporwachsen des Popolus! Er lehnt nur und mit Recht die Zumutung ab, direkt seine Musik zu demokratisieren und von seiner Personhöhe in die Gassen oder Promenaden der oberen und unteren Vielzuvielen herabzusteigen.

12.

Der vielgedeutete Begriff „demokratisch“ richtet in seinen verschiedenen Lesarten eine Menge Verwirrung an. Ich unterscheide dreierlei Demokraten: die Unmittelbaren, welche auf Grund des jeweiligen Majoritätsresultats die Mafse und Gewichte alles historischen Geschehens abgestempelt wissen möchten und dem Ueberlegenen eine klassenbeschränkte Opposition mit dem Hinweis auf die Macht der Kopfzahl entgegenbringen, also eine demagogische Diktatur befürworten; — zweitens die Suggestionsdemokraten, welche im Geiste der Achtundvierziger hinter ihre hervorragend personifizierten Pläne den „grofsen Lümmel“ als infizierte Gewaltziffer setzen, momentan betäuben und verführen, ohne auf nachhaltige Ueberzeugung, auf Einsichten von Herz und Hirn zu gründen: Fieskonaturen, die immer ihren Enttäuschungen zu erliegen bestimmt scheinen und entweder dem Verrina oder dem Andreas zum Opfer fallen; — und endlich drittens: mittelbare Demokraten, welche eben durch das Milieu der Verhältniszahl wirken und durch abwärts sich anreihende Kommentatoren sozialisiert werden: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun“! Verachten wir sie aber nicht, die Garve, Engels, Frauenstädt und Andere!

13.

Die Philosopheme, darin hat Nietzsche sehr Recht, verraten alle biographisches Interesse, und die Muttererde giebt dem Edelgestein sein besonderes Bodenzeichen mit. Gerade die persönliche Wendung der Begriffe fordert eine ästhetische Betrachtweise heraus! Schopenhauer zeigt am deutlichsten den biographisch-pathologischen Charakter philosophischer Systeme; er geht von der Galle und Leber aus und spielt dann in allen weiteren Schlüssen unerbittlich genau weiter. Wer hier in all diesen Systemen unserer hervorragenden Denker A sagt, mufs auch B sagen und kommt bis zum prompten Finale nicht mehr aus der zermalmenden Logik heraus! Schopenhauer treibt den Pessimismus so ziemlich bis zu dem Punkte, wo derselbe Nietzsche werden mufste, d. h. sich selber überwindet in einer Gegenkrisis, die dem gewaltigen Anlaufe Schopenhauers gemäfs nicht anders als wieder gewaltig ausfallen mufste.

Karl Herman.

(Fortsetzung folgt.)



Freiland in Deutschland.

(Schluss.)

(Wahrscheinlicher Entwickelungsgang.)

Es vereinigen sich also die Siedler zunächst zu einer Genossenschaft behufs landwirtschaftlicher Produktion. Die Arbeit selber ist zur Vermeidung aller Anfangsschwierigkeiten einem mit voller Disziplinargewalt ausgestatteten fachkundigen Leiter unterstellt. (Doch hat in disziplinarischen Verfügungen ev. die Generalversammlung das letzte Wort). Die Höhe des Gewinnanteils wird nach dem Marktwert jeder Arbeitskraft vorausbestimmt resp. -vereinbart und am Ende des Geschäftsjahrs nach Abzug der Vorschüsse auf die Arbeitsstunden repartiert. Die gemeinsame Arbeit findet auf dem Zentralgut statt, für das alle Vorteile des landwirtschaftlichen Grossbetriebs an Maschinen und Einrichtungen zuhilfe genommen sind. Die sog. „Aufsenschläge“ sind zur Wohnung an die Genossen vergeben; aufser Haus, Hof und Garten erhält jeder, daneben gelegen, etwa 6 Morgen eigenes Land in Nutzung.

In gewisser Entfernung vom Gutshof (zwischen 1⅓ bis 3 km.) gilt der Boden für „ertraglos“ d. h. die Kosten für Fuhre und Verkehr überwiegen den Ertrag. Man nennt diese Ländereien „Aufsenschläge.“ Das einzige Mittel, sie ertragreich zu machen, ist offenbar die zerstreute Ansiedlung kleiner Einzelwirte. Deren Beschäftigung im Zentralgut wird dann auch in der möglichsten Nähe ihrer Wohnung erfolgen.

Auf diese Weise ist zugleich eine volle und angenehme Ausnützung der Arbeitskräfte, des Arbeiters sowohl als seiner Familie erzielt; die Arbeit ums Haus ist auch in kurzen Fristen leicht vollführbar, die Düngung liefert der Stall, alle Abfälle werden verwertet, jedes Eckchen bepflanzt und der Arbeiter beschafft sich so die meisten der primitiveren Lebensbedürfnisse selber.

Der genossenschaftliche Zusammenschluss aber sichert im allgemeinen die Möglichkeit billiger Materialbezüge, ferner die billige Verarbeitung und den gewinnreichen Verkauf der Produkte, billige Krafterhaltung und -vermehrung der Felder, sowie natürlich alle Vorzüge der Arbeitsteilung und Maschinennutzung, wo diese Vorzüge mit sich führen. Für die Bestellung seiner eigenen Ländereien erhält jeder Arbeiter ausgiebige Spannhilfe. Dagegen hat er sich ev. zu täglicher Arbeit auf dem Hauptgute zu verpflichten. Eine geschickte Disposition der Arbeit seitens des Leiters ist dabei vom höchsten Werte. —

Ein sehr bedeutsamer Punkt ist nun ferner, dass alle Produkte sofort an Ort und Stelle verarbeitet und zwar zu ihrer höchstwertigen Form verarbeitet werden; dadurch lassen sich Unsummen an Transportkosten ersparen.

Es ist damit bereits ein weittragender Schritt zur Ergänzung der landwirtschaftlichen Thätigkeit durch die industrielle gethan. Aber auch von anderer Seite wird diese Ergänzung rasch vor sich gehen. Die Siedlung braucht z. B. recht bald ihren Schmied. Und sie braucht ferner bald ihren Schreiner, ihren Glaser, ihren Schneider, ihren Schuhmacher, ihren Klempner, ihren Stellmacher, ihren Töpfer. Gut. Diese Handwerker werden sich rasch gefunden haben. — Mit ihrem Eintritt aber wird die bisher nur landwirtschaftliche Genossenschaft erst eigentlich Siedlungsgenossenschaft, wird Gemeinde.

Die Pflichten dieser neuen Siedler erstrecken sich auf nichts weiter als auf Zahlung der Genossenschafts- oder Gemeindeabgaben und Innehalten der öffentlichen Ordnung. In ihrer wirtschaftlichen Thätigkeit sind sie ganz unbehindert. Sie haben das Anrecht auf alle kommunalen Institutionen, sowie volles Wahl- und Stimmrecht. — Hat das weitere Anwachsen der Siedlung vermehrten Bedarf ihrer Produkte zur Folge, so wird es sich von selber geben, dass sich neue Handwerker einfinden, die sich mit den alten genossenschaftlich verbinden Denn zu einem Gesellenverhältnis wird keiner gewillt sein, solang er sich selbständig etablieren kann, zumal mit dem Kredit der Genossenschaft. Andrerseits hat ihre Vereinigung für jeden den grössten Wert, da sie zu gemeinsamem Bezug der Rohstoffe sowie gemeinsamer Werkstatt und erspriefslicher Arbeitsteilung führen kann. So wird sich mit dem Wachstum der Gemeinde langsam einer zum andern gruppieren, bis sich ein jeder Zweig zum genos enschaftlichen Grossbetriebe ausgebildet hat.

Durch diese ganz allmählige Angliederung ist zugleich die Organisations- und Disziplinfrage in ihrer bestmöglichen Weise gelöst. Denn jeder wird sich unwillkürlich und muss sich der Arbeitsordnung und dem allgemeinen Ton anpassen, die er bei seinem Eintritt im Geschäfte vorfindet. Diese Ordnung lässt sich erweitern, allmählig ändern, auch vervollkommnen, nicht aber mit einem Schlag aus einem Mischmasch zusammengewürfelter Charaktere und Interessen hervorzaubern oder drein hineintragen, auch nicht mit einem Male umwälzen.

Ich sprach eben von einem Kredit seitens der Genossenschaft. — Die Genossenschaft hat ein ganz offenbares Interesse daran, neue und wohlhabende Ansiedler zu gewinnen, da sich einmal so die gemeinsamen Lasten auf mehr Köpfe teilen, zum andern der Absatz ihrer landwirtschaftlichen Produkte zunimmt und in die Nähe rückt, also gesicherter und einträglicher wird als nach aufsen; — wodurch zugleich die Siedlung ihrem Ideal entgegenreift, nemlich vom Aufsenland und seinen Marktverhältnissen unabhängig zu werden. Also wird sie jedem Geschäftsmann, dessen Betrieb Rentabilität verspricht, gerne den weitesten Kredit einräumen. — Hiebei sehen wir übrigens zugleich die zweite unserer Vorbedingungen erfüllt: die Genossenschaft wird nie in die Gefahr geraten, sich abzusperren! —

Bodenrecht.

Wie aber steht's nun mit dem Bodenrecht? Das bisher geltende Recht gab „dem Eigentümer einer beliebigen Fläche Landes die Befugnis, jeden Anderen von der Nutzung dieses Bodens auszuschliefsen, auch wenn der Eigentümer weder willig noch fähig war, den Boden selbst zu nutzen".

Beispiele: Brachliegendes Unland englischer Grofsgrundbesitzer, von dem noch Anfang dieses Jahrhunderts die Bewohner zehntausendweis vertrieben worden waren; unbesetzte städtische Bauplätze, genügend für Tausende, die jetzt in Kellern und engen Stuben zusammengepfercht leben müssen.

Steht statt dieses Andere vorweg ausschliefsenden privaten Eigentumsrechts jedem nur das Nutzungsrecht auf eine Fläche Landes zu, so wird er von selbst diejenige Art der Nutzung wählen, die für ihn die einträglichste ist. Grofse Flächen lassen sich von einem Einzelnen garnicht bewirtschaften, sondern nur von Vielen, also in unserem Fall von Genossenschaften. Er wird sich folglich zur Gewinnverteilung verstehen müssen, oder aber zur Beschränkung auf ein kleines Landstück. Da der landwirtschaftliche Ertrag sich mit der Intensivierung des Betriebes (Garten- ja Topfkultur) zu steigern pflegt, so wird er sich im letzteren Falle wahrscheinlich mit sehr wenigem Land begnügen und auf dies die Sorgfalt eines Liebhabers verwenden. — So ist es ausgeschlossen, dafs immense Strecken brach oder schlecht kultiviert daliegen, während andererseits Landarbeiter aus Mangel an Land scharenweise auswandern, resp. die städtische Industrie übervölkern.

Praktisch wird sich die Sache wohl so gestalten, dafs in der Siedlungsgenossenschaft jeder, der nicht im landwirtschaftlichen Zentralbetriebe zu arbeiten gewillt ist und doch Landbau treiben möchte, seinen besondern Pachtvertrag mit der Genossenschaft resp. deren Leitern zu schliefsen hat und dafs diese dann, jedesmal im besondern, das etwa in Frage kommende Interesse der Gesamtheit zu wahren haben.

— Ein Bauschacher und Mietsspekulantentum kann dann auch nicht mehr statthaben. Denn jedem steht eigener Baugrund zur Verfügung und ev. auch Baukredit; so wird er wohl keine hohen Mietspreise mehr zahlen. Das Recht auf den beanspruchten Baugrund bleibt übrigens, wie das aufs Feldland, jedem nur wenn er ihn binnen vorher bestimmter Zeit auch wirklich in entsprechenden Gebrauch nimmt, und auch dann eben nur als Boden-Nutzungs-Recht, d. h. als Pacht von der Genossenschaft.

Dieses Anrecht als solches kann ihm indessen auf Bau-, wie auf Ackerland unbedenklich in feierlichster Form garantiert werden, selbst für Weiterverkauf oder Schenkung (d. h. freilich nur unter Genossen!). Einzig Handlungen, die durch ihre verbrecherische Gefährlichkeit oder durch Kontraktverletzung zum Ausschlufs aus der Gesellschaft zwingen, könnten dies Recht unterbrechen.

So ist gegeben, was die sog. „Bodenreform" vermissen läfst: Sefshaftigkeit, Sicherheit des Besitzes, Schutz gegen Raubbau; und auch gegeben, was das heutige Bodenrecht ausschliefst: Billiger Landerwerb, höchste Nutzung aller Ländereien, Schutz gegen Ausbeutung.

Innerer Ausbau.

Als eine der Vorbedingungen für unsere Siedlung erkannten wir, dafs um jeder Lohndrückerei vorzubeugen, bezw. um an Stelle des Lohnsystems überhaupt ein System des vollen Arbeitsgewinnes zu setzen, den Mitgliedern seitens der Genossenschaft ein Recht auf Arbeit garantirt werden müsse. Dies Recht kann die Genossenschaft ohne weiteres zugestehen, da sie in ihrem landwirtschaftlichen Zentralbetrieb durch einfache Steigerung des Intensitätsgrades der Arbeit stets weitere Arbeitskräfte unterbringen kann. Neue landwirtschaftliche Arbeiter ziehen ja auch sofort neue gewerbliche nach sich, so dafs beiden der Markt bleibt. Es ist dadurch der Verdienst im Zentralbetrieb zur Mindestnorm für alle gewerblichen Betriebe innerhalb der Siedlung erhoben; niemand wird irgendwo für geringeren Lohn oder Gewinn arbeiten, als er ihn in der Zentrale verdienen kann. Da aber hier der Verdienst dem vollen Arbeitsertrage gleich ist, so wird er auch in allen andern Betrieben ungefähr diesem vollen Ertrage gleich sein müssen.

Eine Einrichtung von grundlegender Wichtigkeit für die Siedlung ist der Konsumverein, verbunden mit Rohstoffgenossenschaft, und zwar mufs die Gemeinde selber die Leitung beider in die Hand nehmen, bezw. also selber Konsum- und Rohstoffgenossenschaft werden, um das Monopol des inneren Marktes zu besitzen. Letzteres ist ihr nötig, da es die unerläfsliche Grundlage zur Organisation der Produktion, bildet. Wir sahen als hauptsächliche Schwierigkeit fürs Gedeihen von Produktivgenossenschaften den Mangel an Kredit und die Unsicherheit des Absatzes, — nebst Disziplinschwierigkeiten, deren Wegfall durch allmählige, quasi organische Erweiterung der Betriebe wir schon besprachen. Es ist also eine Organisation der Kundschaft Vorbedingung für die Bestandfähigkeit von Produktivgenossenschaften. Für diese Organisation aber läfst sich gar keine vollkommenere Form denken, als die Uebernahme des gesamten Konsumvereins-Betriebes durch die Gemeinde. Sie hat es damit in der Hand, aufs genaueste nachzurechnen, welche Produkte in der Siedlung genügenden Absatz finden, um ihre Produktion an Ort und Stelle risikofrei erscheinen zu lassen. Wo der Absatz genügend ist, wird natürlich die Gemeinde aufs bereitwilligste Boden und Kredit zur Verfügung stellen. — Damit also ist auch die Kreditfrage gelöst.

Es ist klar, dafs diese Genossenschaften echte Produktivgenossenschaften bleiben werden, denn für Lohn werden sie keine Arbeiter gewinnen und eine Sperrung

bei noch steigendem Absatze (bei sinkendem Absatze wird sich ohnedies niemand herzudrängen) hätte nur die Bildung eines Konkurrenzunternehmens zur Folge, dem sofort die Lieferung an den Konsumverein zufallen würde. Eine solche Sperrung würde auch für die Beteiligten von gar keinem erdenkbaren Nutzen sein, vielmehr schädlich, da bis zur Grenze des Absatzes die Gewinnsteigerung im Ueberverhältnis zur Vermehrung der Arbeitskräfte steht.

Die Preise des ausländischen Marktes natürlich kann keine gewerbliche Gruppe wesentlich übersteigen, da sonst sofort deren Konkurrenz ins Spiel kommt.

— Aber nicht nur des Konsums wird sich die Genossenschaft oder Gemeinde als solche anzunehmen haben, sondern auch des Engros-Verkaufs, durch ihre Etablirung als Magazingenossenschaft. Hier, wie beim Konsum kann sie jede Konkurrenz unbedingt ausschalten durch Uebernahme der Betriebskosten auf die Kommune. Sie hat es damit in der Hand, den gröfseren Teil der Zinsen und Steuern einfach und ohne jede Belästigung der Genossen einzutreiben: den Arbeitern der landwirtschaftlichen Zentrale werden sie direkt vom Gewinne abgezogen, den gewerblichen Unternehmern beim magazingenossenschaftlichen Verkauf ihrer Ware. — Ueber die bedeutenden ökonomischen Vorteile des konsumrohstoff- und magazingenossenschaftlichen Betriebes selber haben wir uns früher schon orientiert, — sie liegen auch sonnenklar auf der Hand.

Von den Krisen des Aufsenmarktes wird die Siedlung nur solange wesentlich berührt, als ihre eigene Produktion ihrem Verbrauche oder der Konsum der Erzeugung noch nicht gewachsen ist und die gröfste Krisis draufsen kann ihr nicht mehr anhaben, als dafs einige Warengattungen für sie teurer werden, sie also in ihrem Komfort leidet, oder dafs ihr der (relativ geringe) Absatz nach aufsen verloren geht.

Innerhalb der Siedlung selbt aber regelt sich das Verhältnis des Angebots zur Nachfrage völlig krisenfrei, indem sich hier dank der faktisch herrschenden Freizügigkeit von einem sinkenden Erwerbszweig sofort Arbeitskräfte wegwenden, also weniger produziert wird, während heute im gleichen Falle gerade umgekehrt jeder Konkurrent den andern zu überholen sucht in der Massenproduktion, um die dadurch rasend beförderte Krisis seinerseits als Sieger zu überstehen.

— Fassen wir nun kurz unsere wichtigsten Ergebnisse zusammen:

Bei genossenschaftlicher Bewirtschaftung in unserem Sinne wird die höchste Technik dem Boden die höchsten Erträge ablocken, und durch die genossenschaftliche Vereinigung von Industrie und Handel mit der Landwirtschaft wird diese die denkbar höchsten Reingewinne erzielen. — Ebenso werden alle gewerblichen Betriebe durch die billige Grundpacht sowohl, als durch die bestehenden Genossenschaftsverbindungen den höchsten Gewinn abwerfen.

Produktion und Konsumtion stehen alsdann beständig im Gleichgewicht. Das Angebot entspricht der Nachfrage, die allgemeine Kaufkraft der allgemeinen Produktionsfähigkeit.

Jedem wird sein voller Arbeitsertrag zuteil und der Ertrag für gleiche Arbeitsleistung wird im Durchschnitt längerer Zeiträume stets der gleiche für alle Berufe und Betriebe sein.

Bei wachsender Mitgliederzahl der Siedlungsgenossenschaft sowohl, als der in ihr thätigen Produktivgenossenschaften, wächst der Dividendus (Gewinn) stärker als der Divisor (Kopfzahl); es ist also eine Sperrung oder sonstwelche kapitalistische Umbildung undenkbar. Damit ist die volkswirtschaftliche Bedeutung der Siedlungsgenossenschaft erwiesen.

Die Siedlung als politische Gemeinde.

Betrachten wir uns nun die politische Stellung einer solchen Siedlung. Infolge unserer neuen Genossenschaftsgesetzgebung*) ist sie mit aufserordentlich wichtigen Rechten ausgestattet, die sie nicht nur zur Gemeinde erheben, sondern sie noch weit vor allen bestehenden modernen Kommunen auszeichnen, indem sie sie in beträchtlicher Weise vom Staate emanzipieren.

Das wichtigste aller Kommunalrechte, das der Steuererhebung erlangt sie ohne Staatsgewalt auf rein privatrechtlichem Wege, durch Aufnahme einer diesbezüglichen Bestimmung in den mit jedem Genossen abgeschlossenen statutenmäfsigen Vertrag. — Auf gleichem Wege kann sie beispielsweis auch für ihre Mitglieder den gewöhnlichen prozessualischen Gerichtsweg ausschliefsen und alle bürgerlichen Streitigkeiten vor ihren eigenen Gerichtshof: ein von den Genossen zu wählendes Schiedsgericht verweisen.

Doch mehr noch. — Nach allgemeinem Staatsrecht ist heute zur Aufnahme irgend einer Gemeinde nur erforderlich 1) das allgemeine Staatsbürgerrecht und 2) die Ortsansässigkeit. D. h. wer als Staatsbürger am Orte wohnt, ist damit von selber der betr Gemeinde als Gemeindeglied mit allen Rechten und Pflichten eines solchen zuerteilt. Und die Möglichkeit an einem Orte zu wohnen hängt nur davon ab, ob sich miet- oder kaufbare Räume, bezw. Grundstücke finden, was wohl in jeder Ortschaft der Fall ist. In der Siedlungsgenossenschaft dagegen gehört zum Eintritt in den Gemeindeverband 3) noch der freie Wille des Eintretenden und 4) die Zustimmung der Mehrheit der Genossen. Ja ohne Einwilligung der letzteren ist nicht einmal eine Ortsansässigkeit von Nichtgenossen möglich. Dadurch ist die Gemeinde in den Stand gesetzt, sich mifsliebige Elemente fernzuhalten, und es ist sogar der jedesmaligen Entscheidung der Siedler anheimgestellt, ob sie einen ihnen zuerteilten Staatsbeamten bei sich aufnehmen wollen oder nicht. (Solange es für Konsumvereine u. s. w. gesetzlich verboten ist an Nichtmitglieder zu verkaufen, könnte

*) Vom 1. Mai 1889.

ein Beamter, ohne Genosse zu sein, überhaupt im Orte nichts erhalten!)

Nach innen hat die Siedlung ihre fast uneingeschränkten polizeilichen Rechte, gewährleistet durch das statutarische Kündigungsrecht (bei Kontraktbruch) und das Schiedsgericht. Kurz: sie ist völlige Selbstverwalterin in allen nicht ins Gebiet der Strafrechtspflege, der Militärpflicht, der staatlichen Steuererhebung etc. fallenden Angelegenheiten!

Die in allen wichtigen Fragen entscheidende Körperschaft ist die Generalversammlung, die nach dem Genossenschaftsgesetz bereits vom zehnten Teil der Mitgliederschaft einberufen werden kann und in der jeder Genosse eine Stimme hat, die er nur persönlich abgeben darf. Dadurch ist jeder Genosse zum souveränen Bürger einer kleinen Republik gestempelt, in der kein Zensussystem und keine bureaukratische Regierung bestehen kann, in der jeder zur Selbstbethätigung seiner Bürgerrechte gezwungen ist und in der (nach § 46 des Genossenschaftsges.) das weiteste Recht der Kontrolle über die Geschäftsführung ermöglicht ist. — Nach §§ 23 und 41 desselben Gesetzes unterliegt es keinem Zweifel, dafs (wofern das frei geschaffene Statut nicht anders bestimmt) auch Frauen in dieser Gemeinde aufser dem Stimmrecht das aktive und passive Wahlrecht geniefsen.

Weitere Ausblicke.

Wie in der Atmosphäre Stellen des Höherdrucks und des Minderdrucks (Maxima und Minima) entstehen und wie dann sofort vom Maximum die Luftwellen dem Minimum zuströmen, so giebt es auch im menschlichen Gesellschaftsleben Orte der stärkeren Depression, von denen die Bevölkerung allmählig den Orten des Minderdrucks zuströmt.

Religiöser, politischer und wirtschaftlicher Druck, alle drei haben schon bedeutende Auswanderungen in günstigere Gebiete zur Folge gehabt. Nord-Amerika beispielsweis war lange Zeit ganz Europa gegenüber ein Land des beträchtlichen Minderdrucks auf allen jenen Gebieten; darum hat es auch eine so gewaltige Masse von Europäern an sich gesogen.

Es ist nun offenbar, dafs eine freiländische Siedlung, sobald sie sich in der hier angenommenen Weise entwickelt, ebenfalls einen Ort des beträchtlichen Minderdrucks, ein wirtschaftliches Minimum darstellen wird, dem alsbald Scharen von Menschen zuströmen. Und das Aufblühen einer Siedlung wird in kürzester Frist die Gründung weiterer zur Folge haben, bis eine grosse Zahl solcher Minima das Land überdecken, die alle aus den Gegenden des höheren Drucks die Menschen ansaugen. Der Staat ist ohnmächtig dieser wirtschaftlichen Bewegung gegenüber, und es könnte auch keine wohlmeinende Regierung sie zu unterdrücken wünschen! Das schlimmste, was Gegner erreichen könnten, eine völlige Aufhebung, würde nur die Verpflanzung der Versuche nach anderen Ländern bedeuten, denen sich dadurch alle Vorteile der neuen Genossenschaft zuwenden würden, solange bis die heimische Regierung sich zum Nachgeben genötigt sähe.

Da die Siedlungen wie ein Schwamm wirken, kann es nicht ausbleiben, dafs sie in kurzem starke Einflüsse in die Ferne geltend machen. Die industrielle Reservearmee wird zurückgehen, schliefslich verschwinden; infolgedessen steigen die Löhne in der Industrie, infolgedessen wiederum erhöht sich ihr Absatz wie auch der der Landwirtschaft. Andererseits werden dem Lande, das nicht in genossenschaftlicher Bewirtschaftung steht, seine Arbeiter entzogen, da diese in der Siedlung das Vielfache ihres kargen Lohnes verdienen können und aufserdem eine weitaus bessere soziale Stellung einnehmen. Das Land um die Siedlungen her wird also für den Privatbetrieb so gut wie wertlos; somit werden sich die Eigentümer gleichfalls für den Uebergang zu genossenschaftlicher Bewirtschaftung entscheiden müssen. Kurz, das genossenschaftliche Siedlungswesen frifst nach dem ersten geglückten Versuche mit elementarer Unwiderstehlichkeit um sich.

Aber auch auf dem Gebiete der Industrie wird unbedingt die Genossenschaftsarbeit die Lohnarbeit verdrängen. Dafs erstere vorteilhafter ist, haben wir schon gesehen, sobald nur das dreiköpfige Problem des Kredits, des Absatzes und der Disziplin gelöst ist; und wie dieses sich in der Siedlungsgenossenschaft löst, hat sich uns gleichfalls schon gezeigt. Sollte aber je noch ein Rest bestehen, — dafs z. B. in sehr grofsen Fabrikbetrieben sich die Genossenschaftsarbeit disziplinhalber doch nicht durchführen liefse, so ist es doch nur die Form der „Löhnung", die noch besteht, denn ihre Höhe regelt sich ganz von selber nach dem durchschnittlichen Arbeitsgewinnste in Genossenschaften, — sowohl inner- wie aufserhalb der Siedlung; ebenso auch die Art der Behandlung. —

Nun noch ein Punkt: Wir sahen, dafs der Boden in der Siedlung diejenige Nutzung finden wird, die seinen Inhabern den besten Ertrag verspricht. Natürlich wird es sich bald herausstellen, dafs in der einen oder andern Gegend bestimmte Arten von Nutzpflanzen sich besonders anzubauen lohnen; es wird sich also eine Spezialität herausbilden, deren an Ort und Stelle industriell verarbeiteten Produkte dann auf den allgemeinen Aufsenmarkt wandern. Manche Gegenden auch sind nur für den Industriebetrieb von Nutzen, der Landbau lohnt sich überhaupt nicht. Oder nur für den Forstbetrieb, oder nur für den Weizenbau; oder auch ganz und gar unrentabel, dann bleiben sie eben Wildnisse.

Auch ganze Länder werden so ihre Spezialitäten beibehalten, bezw. sie noch steigern und sie auf dem Weltmarkt gegen die Spezialitäten anderer Gebiete eintauschen. Z. B. die russischen und rumänischen Ebenen ihr Getreide gegen abendländische Industrie oder Gartenprodukte (auch Literatur u. s. f.). Es frägt sich eben,

ob in einer Gegend die Vorteile des Spezialitätenbaus die Transportkosten nach anderen Gegenden noch überwiegen.

Da der eigene Vorteil der Genossenschaften eine faktische Freizügigkeit der Arbeit zur Folge hat, so wird es auch von selber kommen, dafs eine reichere Gegend mehr Arbeitskräfte anlockt und infolgedessen dichter bebaut und bewohnt ist als eine magere.

Geselligkeit, Hygieine, Moral etc.

Dafs sich unter den Genossen nicht lediglich ein wirtschaftlicher, sondern sofort auch ein geselliger, geistiger und sittlicher Zusammenschlufs herausbilden wird, bedarf kaum erst der Erwähnung. Eine solche Gemeinschaft umfasst notwendigerweise den ganzen Menschen und es wird mit dem fortschreitenden Wachstum einer Siedlung bald nicht mehr an Vereinigungen, an Bildungs- und Vergnügungsstätten aller Art fehlen. Die reichen Mittel, die einer solchen, halbwegs gröfseren Gemeinde zur Verfügung stehen, machen ihrs leicht, Institutionen wie eine öffentliche Bibliothek, einen Vortragssaal, ein Theater, eine Kunstgallerie, einen Turn- und Spielplatz, ein geeignetes Krankenhaus u. dgl. m. einzurichten, für gute Schulen und Fortbildungskurse zu sorgen, ihre Gebäude mit architektonischem Geschmack aufzuführen, Anlagen zu schaffen, kurz für die ästhetische, wissenschaftliche und hygieinische Bildung ihrer Mitglieder die luxuriöseste Sorge zu tragen. Journale werden entstehen — kurz alles, was ein reiches Kulturzentrum im Laufe der Zeit an geistigen Werten produziert.

— In der Siedlungsgenossenschaft lebt die alte deutsche Markgenossenschaft wieder auf, nach deren staatlicher Neueinführung man oft unklare Köpfe rufen hört. Hier wird sie thatsächlich wieder vorhanden sein und zwar mit all ihren Vorteilen, ohne ihre Schäden; im durchaus modernen Gewande, anstatt auf der Naturalwirtschaft des Mittelalters auf der Marktwirtschaft der Neuzeit aufgebaut und von Maschinen bedient, die in ihr erst ihre Bestimmung voll erfüllen werden, nemlich menschliche Arbeitskraft zu sparen, resp. zu steigern.

Ganz besonders aber und gerade im Zusammenhang mit diesem letzteren Punkte verdient noch ein anderer Punkt gewürdigt zu werden: die Entvölkerung der Grofsstädte mit ihrer in fast jeder Hinsicht ungesunden Menschenanhäufung, die Wiedervereinigung mit der Erde, die glückliche Mischung von Stadt- und Landcharakter, von ländlicher und städtischer Arbeitsweise, ländlichen und städtischen Vergnügungen, Anregungen und gesundheitlichen Vorteilen.

Wie unhaltbar die Zustände in moralischer und hygieinischer Hinsicht heute geworden sind, darüber ist bald jedes Wort zuviel geredet. Niemand leugnets, es frägt sich nur wer hilft? Die Reservearmee der Arbeitsfähigen in Deutschland schätzen manche (wohl sehr hoch freilich) auf 400000 Arbeiter Eine solche Riesenzahl sagt alles! Etliche hunderttausend erwachsener Menschen ohne Verdienst, ohne Verdienstgelegenheit! Dafs da weder die öffentliche Sicherheit, noch die öffentliche Sittlichkeit gut dabei fahren können, versteht sich. Und die andern haben zu 50 pCt. bei sehr geringer Bezahlung eine höchst unsichere Stellung. Die Folgen: Alkoholismus und Prostitution, Gefängnisse und Spitäler!

Für die Thorheit unserer sozialen Ordnung spricht schon der Umstand, dafs sovieles, was von Natur widersinnig, erzwungen, bedauerlich ist und den Nationalwohlstand beeinträchtigt, heute mit Freuden bewillkommt werden mufs, als eine nicht zu entbehrende Erleichterung. Der kostspielige Militärdienst, denn er giebt alle Jahre ein paar hunderttausend junger Männer in öffentliche Versorgung und entzieht sie der Konkurrenz; ähnlich unsere ganze Büreaukratie. Auswanderungen, grofse Epidemien, Kriege, denn sie schaffen Luft. Zölle, Mifsernten, Verteuerungen (jenachdem), denn sie erhalten der inländischen Produktion die Preise. — Und das Schlimmste, was uns treffen kann, sind neue maschinelle Erfindungen, die die Arbeit vereinfachen: denn sie werfen ja Arbeiter aufs Pflaster!

Ists da ein Wunder, wenn selbst etwas auf so unmögliche psychologische und andere Voraussetzungen Aufgebautes, wie der Kommunismus ist, Glauben findet, wofern es nur verspricht, gründliche Wandlung zu schaffen? Es ist ganz zwecklos, und die allergröfste Utopie, den Kommunismus aus den Köpfen wegbringen zu wollen, solange man ihm nichts besseres gegenüberzustellen weifs, als unsere heutigen Zustände. Solange ist er eine Naturmacht, eine Religion, eine seelische Notwendigkeit, mag man ihn hundertmal als Irrtum nachweisen . . . . . „Was den sozialdemokratischen Irrglauben zerstören kann, ist nicht Logik und Wissenschaft, sondern einzig und allein eine wirtschaftliche That!“

* * *

Wie ich schon zu Anfang erwähnte, besteht in Berlin bereits eine „Siedlungsgenossenschaft Freiland“, deren Statuten dem Oppenheimer'schen Buche beigegeben sind*). Es ist aufserordentlich zu wünschen, dafs gleich ihr erster Versuch (mit dem im nächsten Jahre begonnen werden soll) alle Vorbedingungen erfüllen könne, damit nicht wieder durch ein Mifsglücken infolge nebensächlicher Umstände, so wie bei der Kenia-Expedition, die Sache diskreditiert sei!

. . . Hoffen wir also, dafs wir nicht auf dem Berge Nebo sterben müssen!!

Erich Bruckner.

---

*) Anmeldungen zum Beitritt vermittelt auf Wunsch die Red. dieser Zeitschrift. Geschäftsanteil und Haftpflicht betragen je Mk. 100 —, die Einzahlung des Anteils kann ev. in Raten erfolgen.

Mein Winkel.

Aug. Kruhl, Hirschberg. Du hältst uns für zu engmaschig — und auch für zu reich, alter wackerer Freund und Vorstreiter! Auch wir sind quasi „arme Schlucker", die höllisch wenig Lust haben, sich für den Reichtum der jetzt Reichen, oder die Macht der jetzt Mächtigen in die Schanze zu schlagen. Für was wir einspringen, ist — nicht das Recht des Besitzes, sondern ein Recht auf Besitz, d. h. eben Zustände, in denen's nicht so viel Qual und Kräftevergeudung kostet, wie heute, sein bedürfnisgemässes Auskommen zu erlangen. — Ein anderes Problem ist das der Kapitalien, die uns Natur als Wiegengeld mitgab! Da freilich sind wir für eine Rangordnung. Denn dafs es soziale Tollheit ist, den Pöbelgeist oben, den Genius unten zu setzen, oder Begabung und Unbegabung auf die gleiche Felderreihe, erscheint mir doch einleuchtend. — Es ist ja im Grunde gar nichts Neues, was wir fordern: früher nannte man's „Jedem das Seine!" Heute, wo der geistige Durchschnitt und Unterdurchschnitt bald alle Machtlinien okkupiert hat, ergiebt sich eine schärfere Front ganz von selber, — es entbrennt der Kampf zwischen „Eigenen" und „Vielzuvielen". Zwischen reich und réich, mächtig und mächtig ist eben ein Unterschied, ein ganz gewaltiger Unterschied! — Von Lassalle halte ich persönlich etwas mehr, dass er aber vergötzt wird, ist mir keine Frage. Hoffentlich findest Du nicht, dass wir der modernen Götzendienerei zu leise auf die Pfoten treten!

Ricardo. Lieber R! Deine „heroische Lebensauffassung" scheint mir nachgerade nach Askese zu schmecken und das hab' ich nicht gerne! — Wenn Du partout „was aushalten" willst, so komm hierher und redigiere eine Weile den Eigenen! Ich rate dir dabei namentlich zur eingehenden Beantwortung sämtlicher Korrespondenzen. Wenn dir dann nicht binnen 8 Tagen alle „Eigenheit" übel macht, so will ich was von deinem Heroismus halten — und auch von deiner Konstitution! — Wegen des eingesandten Aufsatzes nimm mal bitte Geduldszeltchen. — Schreib' mir auch gelegentlich per Postpacket wie bei euch die Trauben stehen. Im Oktober krieg' ich immer Heimweh nach dort. Gruss und Kuss an Marie, Emilie, Lolo und Fritzchen!

Dein

Vagabundus.



Eingelaufene Druckschriften.

Der Herausgeber wird die Titel ihm zugegangener Druckschriften in den meisten Fällen erwähnen, ohne sich jedoch eine Verpflichtung aufzuerlegen oder ein Urteil damit auszudrücken. — Besprechungen erfolgen nur im Sinne selbständiger und unabhängiger Beiträge von seiten hierzu bereiter Mitarbeiter denen der Herausgeber die eingelaufenen Werke jeweilig übermittelt.

Bücher und Broschüren:

Schlaf, Johannes, „Frühling." 93 S., 2 Mk. — Leipzig 1896. Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr.)

Janitschek, Maria, „Lilienzauber." (Drei Erzählungen). 108 S., 2 Mk. — Leipzig 1895. Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr.)

Janitschek, Maria, „Gott hat es gewollt." Aus dem Leben eines russischen Priesters. 143 S. 3 Mk. — Leipzig 1895. Verlag Kreisende Ringe. (Max Spohr.)

Evers, Franz, „Sprüche aus der Höhe." 63 S., 1 Mk. — Leipzig, Verlag Kreisende Ringe (Max Spohr).

Küchenmeister, Carl, „Der Kampf um die Persönlichkeit." 136 S., 3 Mk. — Leipzig 1894. Max Spohr.

Geiger, Albert, „Im Wandern und Stehenbleiben." Gedichte. 225 S. — Karlsruhe 1893. A. Bielefeld's Hofbuchhandlung.

Vollmoeller, Garl Gustav, „Die Sturm- und Drangperiode und der moderne deutsche Realismus." Ein Vortrag. 52 S. — Berlin, 1897, Hermann Walther.

Wehberg, Dr. Heinrich, „Die Wohnungsfrage im Lichte des humanistischen Sozialismus." Vortrag. (Tages- und Lebensfragen No. 20.) 71 S. 50 Pf. — Bremerhaven, Chr. G. Tienken.

Macasy, G., „Die Unbekannten." Schauspiel. 114 S. 2 Mk. — Leipz. 1895. Liter. Anstalt (Aug. Schulze).

Macasy, G., „Zwischenwelt." Novellen u. Skizzen. 151 S. — Leipz. 1896. Liter. Anstalt (Aug. Schulze).

Macasy, G., „Der Prophet." Schauspiel. 50 S. 1,20 Mk. — Wien 1894. Adolph W. Künast.

Bode, Wilh., „Indivi." Ein absonderlicher Reisebericht. (Tages- u. Lebensfragen No. 5—8.) 135 S. 2 Mk. — Bremerhaven 1892. Chr. G. Tienken.

Bierbaum, Otto Julius, „Pankrazius Graunzer, der Weiberfeind." 310 S. Broch. 4 Mk; geb. 5 Mk. — Berlin, 1896. Verein für deutsch. Schrifttum (Hugo Storm).

Zeitschriften:

Die Wahrheit. Halbmonatsschrift zur Vertiefung in die Fragen und Aufgaben des Menschenlebens. Herausgegeben von Christoph Schrempf. 1896. Band 6 und 7. Preis vierteljährlich M. 1,80; das einzelne Heft 40 Pf. — Stuttgart. Fr. Fromann's Verlag (E. Hauff.)

Aus dem Inhalt der letzten Hefte: Nationale Volkswirtschaftspolitik und internationale Sozialpolitik. Von Karl Jentsch. — Christentum und Krieg. Von Chr. Schrempf. — Mein sozialdemokratischer Arbeiter und ich. Von Max Rieck. — Friedrich Nietzsche als Denker. Von Prof. Dr. A. Riehl. — Eine neue Tugend (die Königstreue). Von Karl Jentsch. — Von der Weltentsagung. Von Chr. Schrempf. etc.

Der sozialistische Akademiker. 1896. Septemberheft (No. 9). Inhalt u. a.: „Freie Universitäten" und „Volks-Universitäten" in Deutschland. Von Wilh. Bölsche. — Kunst und Sozialismus. Von Prof. Ang. Cabrini. — Für ein proportionales Wahlsystem. Von Catilina. — Johann Jacoby. Von Petra Stockmann (mit Bild.) — Zur Reform der ärztlichen Prüfungen. Von Leonhard Stein. — Die Aerztin. Von J. N. Potapenko. etc.

Die Religion des Geistes. (Dr. Eugen Hch. Schmitt). Aus dem Inhalt der letzten Hefte: Ohne Staat. — Die Verfolgung der Duchoboren in Russland. — Klassenmoral uud Sittlichkeit. — Leo Tolstoy und die Sozialdemokraten. — Die Lösung des Rätsels des Naturerkennens. — Friedrich Nietzsche. etc.

Versöhnung. (M. v. Egidy). Aus dem Inhalt einiger Hefte: Ernste Gedanken (Ehrliche Religion. Erziehungstelegramme. Das bürgerliche Gesetzbuch. „Unsere heiligsten Güter." Der Frauenkongress etc.) — Die Einheitsschule. — Der Verband deutscher Post- und Telegraphen-Assistenten. — Unser Eisenbahnwesen. — Die Streiks in St. Petersburg. — Gesundheitliches. Schulwesen. Volkswirtschaftliches. Aus der Frauenbewegung etc.

Volkspresse. Soziales Volksblatt. (Freiländische Richtung). Erscheint zweimal im Monat. Preis vierteljährlich 60 kr. — Wien, Administration Obere Donaustr. 59.

Genossenschaftlicher Wegweiser. Zeitschrift für sozialreformatorisches Genossenschaftswesen. (Dr. K. Munding). Zweimal monatlich. Preis halbjährlich 4 Mk. — Berlin, Königgrätzerstr. 58.

Für unsern

Pressfonds

gingen bis jetzt folgende Beiträge ein:

U. W. (Wien)	Mk.	15,50
Sommer, F.	„	5,—
B. M., Berlin	„	10,—
R. R.	„	2,—
	Mk.	32,50

Herzlichen Dank! — Weitere Zuwendungen willkommen!

Anzeigen.

Verantwortlich für Redaktion u. Verlag: I. V. Luise Brand, Wilhelmshagen-Neurahnsdorf. — Druck: Alb. Lehmann, Berlin, Münzstr. 30.